Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 42

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Us mym Dörfli.

Isch's au chlyn, mis Heimetdörfli,
Ganz vergässe chan is nie,
De die schönst Erinnerunge,
Wo als Bueb i umegsprunge,
Wei nit usmer, wei nit flieh.

Dänk ig a die Jugedjöhrli —
(Leider Gott, sie sy verby),
Wo i no i d'Schuel bi gange,
Gspür i mängisch es Verlange:
Chönt's au bloß no einisch sy.

Nit Paläst und Herrschaftshüser
Mache mir mis Dörfli wert;
Nei, 's het nume schlichti Hütte;
Glychwohl blybt's mer unbestritte,
's liebste Plätzli uf der Erd!

Rings umgäh vo grüne Matte,
Acherland mit guetem Trieb;
Das isch halt mym Dörfli eige,
So nes Gländli darf si zeige,
So nes Oertli blybt mer lieb.

Unter sälber Wettertanne,
Wo üs alb het Schwärme gäh,
Isch sie au verschwunde syter,
Möcht i doch no einisch wieder,
Selbe Jöhrli ume näh.

Oefter bin i au am Seeli
Oder duß im liebe Wald,
Tüe mir Buebe Holz ufläse
Und mit üsne Hexebäse
Göh mer heizue wenn's üs gfallt.

Chumm i hüt no i mys Dörfli,
Jede Stude, jede Baum
Kennt mi no us junge Tage —
Ihne möcht i öppis chlage,
Deppis us mym Juged-Traum.

J. Lerch.

Der letzte Postwagen. Im Festzuge anläßlich der Eröffnung der neuen Bahnlinie Ebnat-Neßlau ward auch der eidg. Postwagen mitgeführt, der bisher im oberen Toggenburg verkehrte.

Alle Schuld rächt sich.

Roman von Ewald August König.

(Nachdruck verboten).

Das alte düstere Haus lag in einer engen, wenig belebten Straße; es war dem Verfall schon ziemlich nahe und wer die Geschichte dieses Hauses kannte, der ging nicht vorüber, ohne einen scheuen Blick darauf zu werfen.

Fünfundzwanzig Jahre mochten verstrichen sein, seitdem die ruchlose Tat in jenem Hause verübt worden war, aber im Gedächtnis derer, die jene Tat erlebt hatten, war die Erinnerung an sie noch nicht erloschen.

Die Witwe Reinhard, deren Mann damals unter Mörderhand geendet hatte, wohnte noch in dem Hause. Der alte Reinhard war ein geiziger Wucherer gewesen. Der Mörder, der mit ihm unter demselben Dache wohnte, wurde schon am nächsten Tage ermittelt und dann zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt; er lebte noch im Zuchthause.

Außer jener Witwe, die keine Kinder besaß, wohnte nur noch der Güter- und Häusermakler Habakuk Streicher mit seiner jungen hübschen Tochter in dem düsteren Hause; er hatte schon zur Zeit des Verbrechens dort gewohnt. Ein Mieter für die übrigen Räume schien sich in der langen Zeit sich nicht gefunden zu haben.

Hinter dem Hause lag ein kleiner Garten. An einem heißen Juliabend saßen dort in der vom wilden Wein dicht umrankten Laube zwei Personen, Anna Streicher, die Tochter des Maklers, und ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren.

Anna war ein hübsches Mädchen, eine schlanke Brünette. Die Stirn, von braunen Löckchen umrahmt, zeigte zwischen den fein gewölbten Brauen schon einige scharfe Linien, die im Verein mit dem herben Zug um die Mundwinkel erkennen ließen, daß über diesen Menschenfrühling schon rauhe Schicksallsstürme hinweggebraust waren.

Denselben herben Zug entdeckte man auf dem Antlitz des jungen Mannes, sobald das Lächeln verschwand; es lag dann in seinen Augen und auf der breiten Stirn ein ernster, nachdenklicher Ausdruck, welcher das etwas blasse Gesicht älter und gereifter erscheinen ließ.

Die Sonne war schon untergegangen und der Abendwind spielte leise mit den grünen Ranken.

„Ud wenn es auch nur ein Traum ist, so war er es doch wert, geträumt zu werden, Martin," sagte das Mädchen mit einem leisen Seufzer; „ich werde ihn nimmermehr vergessen."

„Nur ein Traum?" erwiderte er, an den Spitzen seines blonden Schnurrbarts drehend, und seine Stimme klang ernst, fast vorwurfsvoll. „Weshalb so zaghaft? Sollen wir denn immer nur an die Geschichte dieses Hauses denken? Ich weiß wohl, daß dein Vater uns an sie erinnern wird, um einen Grund zur Verweigerung seiner Einwilligung zu haben; aber kann er den reinen Bund unserer Herzen trennen? Als Magazinverwalter des Hauses Kreuzberg und Compagnie habe ich eine Einnahme, die unsere nächste Zukunft sicher stellt, und morgen werde ich um Deine Hand werben."

Anna hatte ihn ruhig zu Ende reden lassen. Die Linien zwischen ihren Brauen waren schärfer geworden, und das Zucken ihrer Lippen verriet, daß es nicht so ruhig in ihrem Innern war, wie sie sich den Anschein zu geben versuchte.

„Wie es auch kommen mag, ich harre aus und stehe Dir in unwandelbarer Treue zur Seite," sagte sie. „Du kennst die Verhältnisse in diesem Hause, Du hast meine Mutter, die gute, sanfte Frau gekannt und weißt auch, was sie erduldet und gelitten hat. Dich kann es nicht wundern, wenn ich Dir bekenne, daß es meinem Vater niemals gelungen ist, meine Liebe zu erwerben. Wie traurig und schmerzlich mir auch dabei zu Mute sein mag, ich muß es Dir sagen, damit Du weißt, daß ich jetzt nur noch Dich auf der Welt habe, und daß die Wahl zwischen Dir und meinem Vater mir nicht schwer fallen wird, wenn die Verhältnisse mich zwingen, diese Wahl zu treffen. Gebe Gott, daß die Notwendigkeit nicht an mich herantritt; geschieht es dennoch, so wird mein Entschluß rasch gefaßt sein. Ich habe so viel Trübes und Schweres in diesem Hause erfahren, daß es mir niemand verargen kann, wenn ich mich hinaussehne."

„Dank, tausend Dank für diese Worte!" erwiderte Martin gerührt. „Auf Stürme müssen wir uns gefaßt machen, aber sie werden über uns hinwegbrausen, ohne unser Glück zerstören zu können. Wir dürfen unsere Verlobung nun auch nicht länger verheimlichen; es wohnen Leute in diesem Hause, die uns verraten könnten, und dann hätte Dein Vater einen triftigen Grund, mir schwere Vorwürfe zu machen."

„Wer sollte uns verraten?" sagte Anna kopfschüttelnd. „Die Witwe Reinhard ist mir freundlich gesinnt; ihr Dienstmädchen wagt nicht, etwas zu tun, was der Herrin mißfallen könnte."

„Knickeburg, der Schreiber Deines Vaters —"

„Auch von ihm haben wir nichts zu fürchten; ich darf die Ueberzeugung hegen, daß er im Herzen meine Partei ergreifen wird, wenn er es auch nicht auszusprechen wagt. Der unglückliche Mensch ist ja ein willenloser Sklave meines Vaters, aber zum Verräter an mir wird er darum doch nicht. Nichtsdestoweniger stimme ich Dir bei, daß wir unsere Verlobung nicht länger verheimlichen."

„Und das soll morgen geschehen," antwortete er entschlossen. „Ich will nun gehen, damit Dein Vater uns nicht überrascht."

„Sei ohne Sorgen! Er ist mit einem Herrn, der ein Gut kaufen will, über Land gefahren; vor Mitternacht wird er schwerlich heimkommen.

Martin hatte ein kleines Portefeuille aus der Tasche geholt und nahm aus demselben ein zierliches Briefcouvert, das er mit einem etwas verlegenen Lächeln dem Mädchen überreichte.

„Den Ruhm eines Dichters will ich nicht für mich in Anspruch nehmen," sagte er und eine leichte Röte überzog dabei sein blasses Gesicht; „es macht ja wohl ein Jeder in seiner Jugend einmal einige Verse, und wenn sie gut gemeint sind, dürfen sie auf freundliche Aufnahme rechnen. So nimm denn das kleine Gedicht, wie es ist; es kommt aus einem treuen Herzen."

Anna hatte das Papier schon aus dem Couvert herausgeholt — der Blick Martins ruhte erwartungsvoll auf ihrem glückstrahlenden Antlitz, während sie die Verse las.

Aus diesem glücklichen Traume weckte beide plötzlich eine rauhe knarrende Stimme. Sie fuhren erschreckt zusammen — am Eingang der Laube stand ein bereits bejahrter, breitschultriger Mann, aus dessen stahlgrauen Augen mühsam verhaltene Wut blitzte. Ein borstiger, grauer Vollbart umrahmte das wettergebräunte Antlitz, aus dessen scharf markierten Zügen ein unbeugsamer Wille und rücksichtslose Strenge sprachen. Sein Anzug, aus einem dünnen Sommerstoff, war nichts weniger als elegant und keineswegs sauber; auf den plumpen Stiefeln lag eine dicke Staubschicht; den breitrandigen, schmutzigen Strohhut trug er in der Hand. Martin war von seinem Sitz emporgefahren. Beruhigt durch die Versicherung Annas, daß ihr Vater vor Mitternacht nicht heimkehren werde, hatte er auf das Knirschen des Sandes unter den nahenden Schritten des gefürchteten Mannes nicht geachtet.

„Sie werden entschuldigen, Herr Streicher," stotterte er gänzlich verwirrt, „es war meine Absicht, Sie morgen zu besuchen, da ich Sie heute abend nicht antraf."

„Wirklich?" höhnte der Makler, und ein Blitz des Hasses zuckte dabei aus seinen Augen. „Und was wünschen Sie von mir?"

„Die Hand Ihrer Tochter," antwortete Martin, der seine Fassung rasch wieder gefunden hatte; „mein Einkommen gestattet mir, den eigenen Herd zu gründen."

„Kurz und bündig!" sagte Streicher mit heiserem Lachen. „Sie scheinen sich das alles vortrefflich überlegt zu haben, nur Eines haben Sie nicht bedacht: Ihren Namen! Der Name Grimm ist der Name eines Ehrlosen, von der Welt Ausgestoßenen, und dieser Ehrlose, der im Zuchthaus sein Leben beenden muß, ist Ihr Vater. Wie dürfen Sie es wagen, die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten und um die Hand eines ehrbaren Mädchens zu werben? Die einzige Antwort, die ich Ihnen darauf geben darf, hätten Sie voraussehen können."

Das Antlitz Martins war fahl geworden — er wollte eine heftige Antwort geben, aber Anna trat aus dem Hintergrunde der Laube hervor und hinderte ihn daran.

„Sei nicht so hart gegen ihn, Vater," bat sie. „Was er Dir gesagt hat, ist Wahrheit, und für die Schuld seines Vaters darf ihn niemand büßen lassen. Der einzige Fehler, den wir begangen haben, ist der, daß wir hinter Deinem Rücken —"

Sie brach erschreckt ab — mit einem raschen Griff hatte ihr Vater ihr das Gedicht entrissen, das sie noch in der Hand hielt.

„Mit Dir rede ich nachher, rief er zornig. „Wenn Deine Ehre Dir lieb wäre, würdest Du nicht wärend meiner Abwesenheit einen solchen Menschen ins Haus lassen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; wenn der Vater ein ganzes Leben lang ein Lump gewesen ist, was kann man dann von dem Sohne erwarten?"

Dem jungen Manne stieg das Blut heiß in die Wangen und Stirne. Er fuhr mit der Hand durch sein feuchtes, blondes Haar, und auch aus seinen Augen zuckten jetzt Zornesblitze. —

„Was mein Vater verbrochen hat, das hat er auch gesühnt!" erwiderte er mit gepreßter Stimme; „mir aber aus der Schuld des Vaters einen Vorwurf machen zu wollen, ist eine Ungerechtigkeit. Ich frage Sie, ob Sie mir die Hand Annas geben wollen? Ich verspreche Ihnen —"

„Hinaus!" rief der Makler, mit der Hand auf das Haus zeigend; „wenn Sie nicht augenblicklich sich entfernen, fasse ich Sie am Kragen und werfe Sie hinnus. Sie sind ein ebenso schlimmer Lump, wie Ihr Vater es war; den überzeugenden Beweis finde ich darin, daß Sie hinter meinem Rücken meine Tochter betört haben. Lassen Sie es sich nicht einfallen, mein Haus noch einmal zu betreten."

Martin hatte von Anna mit einem bedeutungsvollen, ermutigenden Blick Abschied genommen; er bedeckte sein Haupt und schritt durch den Garten langsam dem Haus zu.

„Sie befinden sich heute in einer Aufregung, die eine ruhige, vernünftige Unterredung unmöglich macht," sagte er in ernstem Tone; „es wäre unter diesen Verhältnissen Torheit, wieder mit Ihnen zu streiten. Aber ich werde wiederkommen, werde noch einmal Ihnen gegenüber treten und abermals die Frage an Sie richten, von deren Beantwortung nicht nur mein Glück, sondern auch das Glück Ihrer Tochter abhängt."

„Unverschämt genug wären Sie dazu!" unterbrach ihn Streicher, der inzwischen das seiner Tochter entrissene Papier entfaltet hatte. „Ich sage Ihnen noch einmal: hoffen Sie nicht, daß ich Ihnen jemals eine andere Antwort geben werde; den Haß, den ich aus triftigen Gründengegen Ihren Vater hegte, habe ich auf Sie übertragen, und ich rate Ihnen, diesen Haß nicht herauszufordern!"

Martin war im Hausflur stehen geblieben; er wandte sich um — Auge in Auge stand er dem Makler gegenüber.

„So ist es also wahr, daß Sie nach der Verurteilung meines Vaters meine unglückliche Mutter in den Tod getrieben haben?" fragte er mit scharfer Betonung.

„Ah, jetzt habe ich den Schuft, den Schreiber der anonymen Briefe!" rief Streicher, das Handgelenk des jungen Mannes mit eisernem Griff umklammernd. „Vorhin schon kam mir die Schrift bekannt vor — oder wollen Sie leugnen, diesen gereimten Unsinn geschrieben zu haben?"

„Das leugne ich durchaus nicht —"

„Dann haben Sie die anonymen Briefe geschrieben, die seit einiger Zeit so viel Unheil in unserer Stadt anrichten!"

„Das bestreite ich, denn diese Behauptung ist eine Unwahrheit!"

„Die Anklage, die Sie mir ins Gesicht schleuderten, hat Sie verraten; das Weitere wird sich finden."

Der Makler hatte bei den letzten Worten die Haustür geöffnet, mit drohender Miene deutete er auf die Straße hinaus. —

„Leugnen Sie nur die Frechheit, von der ich bereits eine Probe erhalten; es wird Ihnen wenig helfen," sagte er so laut und scharf, daß ein Herr, der vorübergehen wollte, stehen blieb. „Sie sind ein Lump, ich werde mich und mein Kind vor Ihnen zu schützen wissen!"

Der Herr war näher getreten — eine kleine, gedrungene Gestalt mit rötlich blondem Vollbart und pfiffig blickenden Augen, bekleidet mit einem etwas schäbigen Anzug, der auf der Brust eine Menge fettglänzender Flecken zeigte.

„Heda, fängt der Spuck in dem unheimlichen Hause wieder an?" fragte er spöttisch. „Hats wieder Mord und Totschlag gegeben?"

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, Sie verdorbener Referendar!" höhnte der Makler. „Und Sie, junger Mann, packen Sie sich zum Teufel! Die Polizei wird Sie jedoch morgen zu finden wissen!"

Ein wuchtiger Stoß hatte Martin auf die Straße hinausgeschleudert, dröhnend flog hinter ihm die Haustür ins Schloß.

Habakuk Streicher fuhr mit der Hand über die nasse Stirn und trat, tiefatmend, ins Wohnzimmer; er hörte nicht auf die scharfe Stimme, die aus dem oberen Stockwerk seinen Namen rief.

Anna schlug vor dem zornglühenden Blick des Vaters die Augen nicht nieder; mit den Vorbereitungen zum Abendbrot beschäftigt, stand sie in dem höchst einfach ausgestatteten Zimmer vor dem runden Tisch. Ernst und voll ruhiger Erwartung sah sie den Eintretenden an.

„Laß es nicht zu einem heftigen, erbitterten Auftritt zwischen uns kommen," sagte sie mit Ruhe. „Ich liebe Martin und bin überzeugt, an seiner Seite glücklich zu werden."

„He, und was die Leute zu solcher Heirat mit dem Sohne eines Raubmörders sagen würden, das kümmert Dich wohl nicht?" fuhr er auf, indem er den Hut auf einen Stuhl warf.

„Nein, das kümmert mich nicht", anwortete sie. „Wollten wir unsere Handlungen von dem Gerede der Leute abhängig machen, so würden wir bald nicht mehr wissen, was wir tun und was wir lassen dürften! Du hast Dich auch niemals um solches Gerede gekümmert, bist stets Deinen eigenen Weg gegangen, und ich folge nun auch der Stimme meines Herzens."

Ein lautes Hohngelächter war die Antwort des Maklers, der mit großen Schritten auf und ab ging.

„Du wirst wohl dem Wege folgen müssen, den ich Dir vorschreibe," sagte er scharf und schneidend. „Heiraten kannst Du nicht ohne meine Einwilligung, denn Du bist noch nicht majorenn, und wenn Dein Betragen mich zwingt, Dich zu enterben, dann heften Not und Sorge sich an Deine Fersen."

„Vor Not und Sorge wird Martin mich zu schützen wissen."

„Schweige, es ist ja alles nur Unsinn, was Du da redest!" fuhr er zornig auf. „So lange ich lebe, wird dieser Mensch Dein Gatte nicht; das schwöre ich Dir zu. Sein Vater sitzt schon seit fünfundzwanzig Jahren im Zuchthaus — er selbst wird auch hineinkommen — ich kenne jetzt den Schreiber der anonymen Briefe. Hast Du von diesen nichtswürdigen Briefen noch nichts gehört, in denen die besten Familien verleumdet werden? Die Zeitungen haben oft darüber berichtet; für die Entdeckung des Täters sind mehrfach Belohnungen ausgeboten worden; die Behörden suchen längst nach ihm; jetzt hat ein Zufall mir ihn entdeckt; er soll der verdienten Strafe nicht entgehen. Und wenn er bestraft ist und von allen Menschen verachtet wird, dann wirst Du nicht mehr wagen, an eine Verlobung mit ihm zu denken."

Bestürzung spiegelte sich in dem erblassenden Antlitz des Mädchens, und starr blickten die braunen Augen auf den alten Mann, der mit mit einem boshaften Lächeln voll triumphierenden Hohnes in der Mitte des Zimmers stand.

„Martin?" sagte sie mit stockendem Atem. „Er soll der Schreiber dieser Briefe sein? Das ist nicht möglich!"

„Es ist die Wahrheit und ich werde sie beweisen," erwiderte er, auf die Brusttasche seines Rockes klopfend. „Hier habe ich seine Handschrift. Dieser Beweis ist überzeugend, der Lump wird seiner Strafe nicht entgehen!"

„Was Du nuch sagen magst, ich bleibe bei meiner Behauptung, daß Martin ein ehrenhafter Mann ist, der solche Tat nicht begehen kann," antwortete sie in entschlossenem Tone. „Was auch könnte ihn dazu bewogen haben?"

„Pah, es steckt im Blute!" spottete der Makler. „Sein Vater war immer ein Lump, der hat auch ins Blaue hinein geheiratet, konnte nicht einmal sich selbst ernähren, ergab sich dann dem Trunke und das klägliche Ende dieser Geschichte kennst Du. Aber wäre dieser Bursche auch der beste Mensch von der Welt und so reich wie ein Krösus, seine Frau würdest Du mit meinem Willen doch nicht!"

„Also leitet Dich nur persönlicher Haß?" fragte Anna vorwurfsvoll.

„Ich hasse ihn, wie ich seinen Vater gehaßt habe!"

„Und was lag diesem Haß zu Grunde?"

„Das geht Dich nichts an," erwiderte er grob, und mit einem geringschätzigen Achselzucken verließ er das Zimmer, um sich in sein Bureau zu verfügen, das der Wohnstube gegenüber lag.

Das Bureau war ein niedriger, aber ziemlich weiter Raum; es enthielt zwei Schreibpulte mit den dazu gehörenden Drehstühlen, einen runden Tisch, auf dem zwischen Zeitungen

König Carol von Rumänien.

und Büchern eine Wasserflasche stand, einige Stühle und einen eisernen Geldschrank. An den Wänden hingen Landkarten und Fahrpläne, und der Fußboden war mit Tintenflecken übersäet. Es war dasselbe Zimmer, in dem man damals, am Morgen nach der Mordnacht, die Leiche des alten Wucherers gefunden hatte. Habakuk Streicher machte die Besucher, die er ehren wollte, heute noch auf die Blutflecken in den Dielen des Fußbodens aufmerksam; freilich wurden sie nur von Leuten gesehen, welche nicht zugeben wollten, daß sie schwache Augen besaßen.

Vor einem der beiden Schreibpulte stand ein kleiner, hagerer, gebeugter Mann, der mit einem scheuen, verstohlenen Blick den eintretenden Makler beobachtete. Die Gasflamme über dem Pult warf ihren vollen Lichtschein auf den kahlen Schädel und das abgehärmte Gesicht, das völlig bartlos war, und in das Not, Sorge und Kummer tiefe Furchen eingegraben hatten. Sein Anzug war außerordentlich ärmlich und schäbig, und aus der Art, wie er ihn trug, konnte man erkennen, daß er auf seine äußere Erscheinung nicht den geringsten Wert legte.

König Georg von Griechenland.

„Was ist heute vorgefallen?“ fragte der Makler in rauhem Tone, während er an sein eigenes Pult trat und die Briefe, die auf demselben lagen, durch seine schmutzigen Hände gleiten ließ.

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete der Schreiber mit einer dünnen Stimme, „nur einige Anfragen, wie sie jeden Tag einlaufen; ich habe sie beantwortet. Sie sind früher zurückgekommen, als Sie es beabsichtigten —“

„Ja, und ich habe keine Ursache, darüber ungehalten zu sein,“ unterbrach ihn Streicher mit einem boshaften, stechenden Blick. „Ist der Bursche früher schon während meiner Abwesenheit hier gewesen?“

„Welcher Bursche?“ fragte der Andere, scheinbar erstaunt.

„Das fragen Sie noch, Knickeburg?“ fuhr der Makler auf. „Wollen Sie mir vorlügen, Sie hätten den Burschen nicht mit meiner Tochter im Garten gesehen? Sie brauchen ja nur einen Blick durch dieses Fenster zu werfen, und Ihre Neugier kenne ich.“ Der Schreiber hatte die Feder hingelegt, holte eine kleine Schnupftabaksdose aus der Westentasche und nahm eine Prise.

Griechischer Freischärler.

„Nein, ich habe ihn nicht gesehen,“ sagte er, das kahle Haupt schüttelnd; „wenn ich hier bin, so kümmere ich mich nur um meine Arbeit, die mich genügend beschäftigt; das Spionieren ist überhaupt niemals meine Sache gewesen.“

„Dafür werden dann andere Sachen getrieben,“ höhnte der Makler, der unterdessen die Briefe öffnete und flüchtig las. „So viel Arbeit ist hier nicht, daß Ihre Zeit ganz von ihr in Anspruch genommen würde! Ich kenne Sie, Knickeburg, Sie sind mir niemals grün gewesen, trotzdem ich Sie von der Straße aufgehoben habe, als kein Mensch mehr sich Ihrer annehmen wollte! Hüten Sie sich, daß ich Sie nicht einmal auf einem faulen Pfade ertappe; Ihre Laufbahn würde ein Ende mit Schrecken nehmen!“

„Ein Ende mit Schrecken ist in vielen Fällen dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen,“ erwiderte Knickeburg seufzend, während er die Feder wieder aufnahm.

„Wünschen Sie es? Sie können es haben!“ spottete Streicher. „Ich glaube doch nicht, daß Sie gern an den Ort zurückkehren möchten, an dem Sie schon einmal gewesen. Ich habe viel für Sie getan, Dank verlange

König Peter von Serbien.

ich von Ihnen nicht, aber ich fordere Gehorsam, ich werde niemals dulden, daß Sie gegen mich intriguieren! Sie wissen, daß der Bursche, der Martin Grimm, hier im Hause war, daß er meine Tochter betört hat und die Hoffnung hegt, ich werde sie ihm zur Frau geben; wenn Sie mir dankbar wären, so würden Sie mir Mitteilung davon gemacht haben, denn Sie wissen sehr wohl, daß ich diesen Burschen hasse."

Er hatte sein Pult geöffnet und einige Papiere herausgenommen; er holte auch das Gedicht Martins aus der Tasche — ein tückisches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen.

„Vergleichen Sie diese Handschriften," sagte er, nun einen befehlenden Ton anschlagend; „finden Sie nicht auch, daß dieselben einander so ähnlich sind, wie ein Wassertropfen dem andern?" — Der Blick des Schreibers mußte zugeben, daß die Aehnlichkeit nicht zu bestreiten sei.

König Nikito von Montenegro.

„Schreiben Sie an die Firma Adolf Kreuzberg und Compagnie, daß der Schreiber der berüchtigten anonymen Briefe in der Person ihres Kommis Martin Grimm entdeckt worden sei," fuhr der Makler fort; „fügen Sie hinzu, die Beweise seien dem Staatsanwalt übergeben, und die Untersuchung werde daraufhin morgen beginnen. In demselben Sinne schreiben Sie an die Staatsanwaltschaft, legen die Papiere bei, die anonymen Briefe, die ich selbst empfangen habe, und die Verse; ich fordere strenge Untersuchung. Wenn das geschehen ist, können Sie zum Nachtessen hinübergehen; ich habe bereits zu Abend gespeist. Ich werde nachher die Briefe unterschreiben, die alsdann sofort zur Post gebracht werden müssen."

Knickeburg hatte mehrere Prisen rasch nacheinander genommen — er schüttelte abermals mit einer Stirn voll ernster Mißbilligung das kahle Haupt. „Sie werden den jungen Mann dadurch vernichten," sagte er; „was haben Sie davon?"

„Daß er in Zukunft solche Briefe nicht mehr schreiben wird," antwortete Streicher; „diese Nichtswürdigkeit verdient die strengste Bestrafung. Außerdem beweise ich meiner Tochter, welch ein Lump dieser Bursche ist. Schreiben Sie die Briefe und enthalten Sie sich jeder Kritik!"

Damit ging er hinaus und stieg gleich darauf die Treppe hinauf. —

Die Witwe Reinhard wohnte im ersten Stock, das an der Treppe durch eine Glastür abgeschlossen war. Der Makler zog an der Glocke — hinter der Türe erschien das magere neugierige Gesicht eines jungen Mädchens. Die Tür wurde geöffnet — mit verächtlichem Blick musterte Streicher die Dienerin, welche den Eindruck eines halbverhungerten Kindes mchate.

„Hat Deine Herrin vorher mich gerufen?" fragte er.

Das Mädchen nickte u. öffnete die Thür des Wohnzimmers.

Der Makler trat ein. Eine dumpfe Schwüle herrschte in dem halbdunklen Raume. Schwere Teppiche bedeckten den Fußboden, und dichte, dunkle Vorhänge verhüllten die Fenster. Das Mobiliar war altmodisch, aber solid und bequem. Ein großes Kruzifix, vor dem ein Betschemel stand, hing an der Wand. Es war das einzige, was die Wände schmückte.

Die Witwe — eine große, hagere Gestalt — hatte sich von ihrem Sitz erhoben; sie strich das ergrauende Haar aus der Stirn zurück, ihr stechender, unstäter Blick heftete sich einige Sekunden lang auf dem Eintretenden, dann schweifte er ruhelos durch das Zimmer.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte Streicher, der rasch näher getreten war und nun seine Hand auf die Lehne eines Stuhles legte.

„Was wollte der junge Mann von Ihnen, den Sie so grob behandelten?" erwiderte sie mit gedämpfter Stimme, während sie mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr.

„Kannten Sie ihn?"

„Wie sollte ich ihn nicht kennen? Ich sah ihn mit Ihrer Tochter im Garten —"

„Und eben deshalb warf ich ihn zur Türe hinaus,"

Eine albanesische Schönheit aus dem Sandschak Novi Basar.

fiel er in seiner groben Weise ihr in das Wort. — Sie sah ihn erstaunt an, aber sie schien seinen Blick nicht ertragen zu können, denn im nächsten Moment senkte sie die Wimpern nieder. „War das klug gehandelt?“ fragte sie leise.

„Klug?“ rief er spöttisch. „Was wollen Sie damit sagen?“ —

„Er soll ehrenhaft sein und etwas Tüchtiges gelernt haben, er liebt Anna, man könnte da manches wieder gut machen —“

„Halt, Madame!“ unterbrach er sie abermals in einem rauhen, befehlenden Tone. „Mit solchen Kindereien dürfen Sie mir jetzt nicht mehr kommen; ich habe sie längst satt gehabt. Die alten Geschichten müssen endlich einmal vergessen werden!“

„Vergessen!“ seufzte sie tief auf. „Das kann Niemand!“

„Ich kann's,“ erwiderte er barsch, „natürlich vorausgesetzt, daß ich es will. Und was hat der Bursche mit jenen Geschichten zu schaffen? Was ist da überhaupt jetzt noch gut zu machen?“

„Sie wissen es so gut wie ich. Wenn Sie Ihre Tochter dem jungen Manne geben, so liegt eine gesicherte und sorgenfreie Zukunft vor ihm; das junge Ehepaar würde mich beerben —“

„Zuerst komme ich und dann erst meine Tochter, Madame! Haben Sie das Dokument vergessen, das ich von Ihnen besitze? Oder glauben Sie, mich hintergehen und unsern Vertrag brechen zu können? Wenn Sie es versuchten, so würden Sie es bitter bereuen.“

Die hagere Frau war in einen Sessel gesunken, ihre mageren, knochigen Finger schlangen sich ineinander. „Wer redet denn davon?“ sagte sie heiser. „Begreifen Sie denn nicht, daß ich mich nach einer Gelegenheit sehne —“

„Nein, das begreife ich nicht,“ erwiderte er rasch, und wie Hohn spielte es sich um seinen Mund. „Sie sind bisher immer eine verständige Frau gewesen, wenigstens in dem einen Punkte, auf den Sie hindeuten. Daß Sie aus Geiz sich nicht satt essen, Ihr Dienstmädchen langsam verhungern lassen und stets in der Furcht schweben, Sie möchte mit Ihrem Vermögen nicht ausreichen, das alles sind Schrullen, über die man lachen kann. Aber wenn Sie nun die alten Geschichten wieder aufrühren wollen und überall Gespenster zu sehen meinen, so nenne ich das Wahnsinn, und Wahnsinnige gehören ins Irrenhaus.“

„Wollen Sie mir damit drohen?“ fragte sie, und in dem Blick, der diese Frage begleitete, spiegelten sich Angst und Entsetzen.

„Nein, ich drohe Ihnen nicht; ich kann die Dinge ja gehen lassen, wie ich sie damals gehen ließ. Ich denke, Sie werden mich verstehen,“ sagte er achselzuckend. „Und was den Burschen betrifft, so irren Sie sich ganz gewaltig, wenn Sie glauben, es sei kein Fehler an ihm. Weshalb hat der Advokat Hartenberg, der ihn doch adoptieren wollte, ihm die Türe gewiesen? Wenn er selbst auch nicht darüber spricht, so ist es doch klar, daß triftige Gründe ihn dazu bewogen haben müssen, Gründe, die dem Burschen selbst nicht zur Ehre gereichen können. Sodann habe ich die Entdeckung gemacht, daß er der Schreiber der anonymen Briefe ist, von denen Sie ja auch einige empfingen; der Staatsanwalt wird ihn dafür zur Rechenschaft ziehen.“

„Haben Sie dafür Beweise?“ fragte die Witwe überrascht.

„Vollgiltige Beweise,“ nickte er; „in den nächsten Tagen wird die ganze Stadt von dem Burschen reden, und Sie verlangen, daß ich ihm die Hand meiner Tochter geben soll? Nimmermehr!“

„Wäre das alles auch nicht der Fall, Sie würden es dennoch nicht tun, denn Sie hassen ihn!“

„Woher wissen Sie das?“

„Sie haben seine Eltern gehaßt —“

„Sagen Sie besser, ich habe seine Mutter geliebt, und meine Liebe ist verschmäht worden,“ spottete er, und ein Blitz voll Tücke und Bosheit sprühte dabei aus seinen Augen. „Daß verschmähte Liebe Haß erzeugt, ist eine bekannte Geschichte.“

„Und dieser Haß hat die arme Frau in den Tod getrieben,“ seufzte sie, die Hände, wie in Verzweiflung ringend; „es wird dereinst eine fürchterliche Abrechnung geben!“

„Das ist auch wieder eine Kinderei, die von nahendem Wahnsinn zeugt,“ sagte er ärgerlich. „Mein Haß hätte die Frau in den Tod getrieben? Wie kommen Sie zu dieser Behauptung? Als alles beendet und der Mann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt war, bot ich der Frau noch einmal meine Hand an. Sie besaß nichts mehr; das Gesetz erlaubte ihr, sich von dem Manne scheiden zu lassen, der ihr auch vor der Verhaftung kein liebevoller Gatte gewesen war.

Sie würde an meiner Seite gute Tage gehabt haben, ihr Kind wäre mein Sohn geworden, und drückende Nahrungssorgen brauchte sie nicht mehr zu fürchten. Statt meinen Vorschlag anzunehmen, sprang sie mit dem Kinde ins Wasser: sie muß verrückt gewesen sein. Der Vorwurf, den Sie mir machen, trifft mich nicht; ich will ihn nicht noch einmal von Ihnen hören. Ebenso verbitte ich mir, daß Sie sich in die inneren Angelegenheiten meiner Familie mischen; lassen Sie die Dinge ruhig ihren Gang nehmen und machen Sie sich keine unnützen Gedanken.“

Er hatte, während er das sagte, sich der Tür genähert und ging nach kurzem Gruß hinaus. Die hagere Frau sank vor dem Kruzifix auf die Knie und vergrub das Antlitz in den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Gott aber siehet das Herz an.

Skizze von Hermann Dreßler.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte schon geglaubt, den Gendarmen ein Schnippchen geschlagen zu haben, da war er plötzlich in der Falle gesessen und sie hatten ihn gefesselt in das Landstädtchen geführt.

Himmelherrgott, mit gebundenen Armen! Just um die Handgelenke lagen die Ketten. Und vor ihm und hinterher je einer mit geladener Büchse, als hätte er sich zeitlebens an seinen Mitmenschen vergriffen.

Das war ein Aufruhr gewesen! Männer, Weiber, Kinder — alles außer Rand und Band! In Fenstern ud Türen lagen sie und über die Gartenhecken schauten die Neugierigen auf ihn.

Mit gesenktem Kopfe war er durch die Straßen bis zum Gefängnisse geschritten — mit gebundenen Händen! Das fraß an ihm und jagte ihm die Schamröte ins Gesicht.

Wo er erschien, war es totenstill geworden, sodaß man nur die Schritte der Männer auf dem holperigen Pflaster hörte. Das ganze Städtchen hielt den Atem an. Ein Mord! Ein Mörder! So etwas Unerhörtes hatt man bisher nur in den Zeitugen gelesen, erlebt hatte man das noch nie.

Nun ja, der Eberhardt war ein Mörder. Er hatte den Müller-Johann zu Tode gestochen. Dafür hatten sie ihn heute auch zum Tode verurteilt.

Er saß zusammengeduckt in seiner Zelle und stierte finster vor sich hin.

Hier vor ihm hatten sie eben noch alle gestanden, die hohen Herren vom Gericht in schwarzen Röcken, mit schwarzen Halsbinden und ernsten Gesichtern.

Was hatten sie da eben zu ihm gesagt von tierischer Rohheit und grausamer Mordlust und so fort? Und er sollte nun hingerichtet werden? Wann? Morgen früh um sechs Uhr schon?

Er sprang auf und stierte mit weitaufgerissenen Augen durch das vergitterte Fenster in den Abendsonnenschein. „Hingerichtet! Dann — dann bin ich ja — tot!“ preßte es ihm aus der Kehle.

Schweiß trat ihm plötzlich auf die Stirn. Er sackte zusammen. Sein Unterkiefer hing ihm einen Augenblick schlotternd vor Grausen herab.

Hatte er den Tod verdient? Mußten sie ihn so mitten aus dem Leben reißen? Weg von seinen Kindern, an denen sein ganzes Herz hing?

Aber — sie wußten es ja nicht! Sie waren ja nicht dabei gewesen, als er den Müller-Johann nachts in seiner Laube hatte sitzen sehen, ihn und seine Frau, die Mutter seiner Kinder.

Er schlug die Hände vors Gesicht. Ein trockenes Schluchzen stieß ihm aus der Brust. — Seine Frau! Die blonde Gret!

Er sah sie wieder vor sich als junge Magd, die langen blonden Strähnen lang herabhängend bis in die Hüften, in denen sich ihr kräftiger Körper wie im Tanze wiegte.

Er dachte an all die schwere Arbeit, die er getan hatte, um sie sich zu erringen, um sich die Mittel zu schaffen, sie in ein sauberes, eigenes Heimwesen zu führen.

Und die Kinder! Ihre Kinder! Seine Kinder!

Warum hatte sie das getan, die Gret, nachts zu dem Müller-Hannes zu schleichen?

Sie wußten es ja nicht! Vielleicht hätten sie ihn freigegeben? Alles sagen! Alles!

„Nein!" schrie er plötzlich und reckte sich auf. „Ich kanns nicht, ich habe sie ja noch immer so lieb!"

Ein Mörder war er nicht, vor seinem Gewissen nicht, nicht vor dem Richter über alle!

Er war immer fleißig und brav gewesen und lieb zu allen. Sei Verteidiger hatte das ja alles mit größter Ueberzeugung vorgebracht, Dinge, die er selbst nicht mehr wußte.

Aber das konnte die Wagschale der Schuld nicht heben, all dem gegenüber stand der Mord, das Messer, das mit Menschenblut befleckt war.

Wie wichtig sie sich getan hatten, die hohen Herren, als sie ihm das Urteil vorlasen! Wie hatten sie ihn dabei angeblickt! So, als wollten sie ihm sagen: „Um dich ist nicht schade, bist ja ein Mörder! Sieh uns dagegen an!"

„Hohe Herren!" lachte er bitter. „Und sie hätten an meiner Stelle alle getan wie ich, und hätten sie es nicht getan, dann wären sie noch schlimmer als ich Mörder!"

Da wurde an seiner Zelle geschlossen.

Die Türe ging auf, der Pfarrer trat ein.

„Armer Verirrter!" sprach der Geistliche, „ich bin zu dir gekommen, um dir Trost zu spenden und deine Schuld von dir zu nehmen!"

Den Eberhardt packte plötzlich ein Zorn gegen diese menschliche Ueberhebung. Er hatte recht und ordentlich gelebt, seine Kinder mit Liebe und Freuden erzogen und nur das Seine verteidigt. Hatte er den anderen etwa erstochen, um ihn zu berauben?

Liebet eure Feinde! Ja, auch das hatte er gekonnt, damals, als der blinde Hender vor seiner Schwelle bettelte, vor demselben Hause, das er im Jahre zuvor in Brand gesteckt hatte. Aber die Feindesliebe hatte ihre Grenzen. Der Müllerhannes hatte ihm sein Heiligstes entehrt, und dafür hatte er sich gerächt. Und wenn ihn jetzt Reue ankam, war es nur deshalb, weil sie ihm nun ans Leben wollten.

„Ich habe keine Schuld, Herr Pfarrer!" stieß er rauh hervor. „Und wenn Ihr sonst keine Geschäfte bei mir habt, so geht ruhig Eures Weges!"

„Armer Verirrter!" wiederholte der Geistliche.

„Herr Pfarrer sagt mir das eine: Ist Gott allwissend, wie Ihr es lehret?"

„Wie kannst du so lästerhaft fragen?"

„Ist er allwissend?" wiederholte Eberhardt.

„Wahrlich, es ist kein Wort auf unserer Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest!"

„Und ist er gerecht, wie es in der Bibel heißt?"

„Er ist der Richter über uns alle!"

„Und gerechter als wir Menschen?"

„Er ist die Gerechtigkeit, Eberhardt, denn er urteilt anders als wir Menschen. Wir Menschen sehen nur, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an."

„Für das Wort sollet Ihr Dank haben, Herr Pfarrer, und nun freu ich mich auf den Augenblick, vor diesen Richterstuhl zu treten. — Geht, Herr Pfarrer, ich brauche keinen Trost mehr. Doch mein Weib möchte ich wohl noch einmal sehen!"

„Das sollt Ihr, Eberhardt. Und Eure Kinder?"

„Nein, die Kinder nicht! Die sind noch gar zu klein und unverständig!"

Der Pfarrer ging hinaus.

Eberhardt war wieder allein. Die Sonne stand schon tief im Westen und warf rotgoldene Strahlen an die Decke des Kerkers.

In Eberhardt war plötzlich ein wunderbarer Frieden eingezogen, trotzdem ihn seine ganze Umgebung an den letzten bangen Augenblick gemahnte.

Er hörte einen Karren auf den Hof fahren. Bald darauf vernahm er ein Geräusch, als ob Balken abgeladen würden und eine Männerstimme gab zwischen hinein Kommandos:

„Jetzt den Laufbalken — den rechten — den linken — nun das Schallbrett — schraubt den Fallblock ordentlich fest —"

Er wußte, was die da draußen aufbauten, es war die letzte Pforte, die er zu durchschreiten hatte, die Pforte zur Ewigkeit.

Sein Weib kam. Mit abgezehrtem Gesicht. Die Augen rot vom Weinen und Wachen. Den Blick zu Boden gesenkt, blieb die blonde Gret an der Tür stehen.

„Gret, mein Weib!" rief Eberhardt mit schmerzlicher Stimme. Da stürzte sie vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und ihr ganzes furchtbares Leid brach in einem schluchzenden Weinen aus. Er hob sie auf.

„Sei gefaßt, Gret!" tröstete er und strich ihr über die blonden Flechten wie damals am Hochzeitstage. Und beim Anblick ihres namenlosen Unglücks stieg es ihm fast selbst feucht in die Augen.

„Ich kann's nicht ertragen, Eberhardt," schluchzte das Weib, „daß du wegen mir sterben sollst. Ich bin ja schuld an allem, Eberhardt, ich, nur ich!"

„Aber wieso denn, Gret?" fragte er, sich gewaltsam zusammenraffend.

„Ja, hast du ihn denn nicht gestochen, weil er — weil ich — weil er mir —?"

„Dir? Was hat er mit dir gehabt, Gret? Davon weiß ich nichts!"

Sie hob die Augen zu ihm. Er hielt ihren Blick ruhig aus. Sie sollte nie erfahren, daß er um ihretwillen zum Mörder geworden war. Diese letzte Lüge würde ihm Gott verzeihen. Er hatte die Gret so lieb! In welcher Seelenqual würde er sie zurücklassen bei den Kindern, wenn er ihr sagte: „Um dich, um deinen Treuebruch!"

„Warum hast du ihn erstochen, Eberhardt? Sag mir's, deinem Weibe. Doktor Weißenbacher hat gemeint, es sei nichts herauszubringen gewesen aus dir!"

„Ja, dir will ichs sagen!"

Er holte tief Atem und wandte sich von ihr weg nach dem finstern Winkel.

„Ich hab ihn gestochen — weil — weil ich — das Geld — das viele Geld . . . ."

Er stieß es keuchend hervor, und sein kräftiger Körper zitterte. Aber es war nur einen Augenblick lang über ihn gekommen, dann wandte er sich ihr wieder zu. Nun hatte er es überstanden, er fühlte es, das war sein schrecklichster Augenblick gewesen, qualvoller als der kurze Augenblick, der ihm morgen in der Frühe auflauerte.

„Sprichst du die Wahrheit, Eberhardt?" fragte die Gret hastig.

„Habe ich dich jemals belogen?"

„Nein, das hast du nicht! Ich verstehe das nicht, da wir doch alles hatten. Aber ich glaube dir!"

Sie fiel ihm um den Hals und weinte.

„Du hast mir ja so eine schreckliche Last von der Seele genommen, Eberhardt," schluchzte sie. „Ich glaubte ja immer, du habest es aus Rache getan!"

„Aus Rache, Gret? Er hatte mir ja nichts getan!"

Jetzt senkte sie den Kopf. Er wußte offenbar nichts davon. Sollte sie es ihm sagen, ihm diese letzten Lebensstunden noch mehr zur Qual machen durch das Geständnis ihres Treubruches.

Nein, niemals! Lieber mit einer Lüge Abschied von ihm nehmen! Sie liebte ihn zu sehr. Jetzt fühlte sie es wieder, da er seinen starken Arm um sie legte und ihren Kopf an seiner Brust hielt.

„Er hatte dir wohl etwas getan, aber du wußtest es nicht. abgegraben — über dem Hofe."

Er hatte dir — kurz vorher — da hatte er uns — das Wasser

Er wußte, daß sie log, aber er fühlte auch, warum sie es tat. Sie liebte ihn! War sie auch in einer schwachen Stunde unterlegen, sie liebte ihn!

Jubelnd schloß er sie zum letzten Male in seine Arme und schob sie sanft zur Tür hinaus.

Dann setzte er sich still in die Ecke seiner Zelle, in der eben der letzte Sonnenstrahl verglühte und harrte mit innerer Ruhe dem Morgen entgegen, der alle Schuld von ihm nehmen sollte.

Gott aber siehet das Herz an.

Briefkasten

Hr. P. D. in W. Sie wieder zu lesen, war eine angenehme Überraschung. — Ist es jeweilen Kampfstimmung, die die Schreibelaune bei Ihnen aufstachelt oder ein friedliches Behagen, das Schreiblust hervorlockt? Dieser Sommer — wenn man ihn so nennen darf — hat manche Feder ruhen lassen. Die große Resignation über die Unverbesserlichkeit des Wetters, malte alles grau in grau. Die Meisten bedürfen als Impuls der belebenden und befreienden Sonne. Momentan versucht sie zu scheinen und schon der Versuch beglückt: So genügsam und dankbar ist man geworden. Ihre freundlichen Grüße werden bestens erwidert.

Junge Leserin Poststempel W. Da es mit der Beantwortung Ihrer gestellten Frage so sehr eilte, und die Erledigung im Sprechsaal mehr Zeit beansprucht, haben wir Ihre dringliche Angelegenheit im Briefkasten von Nr. 39 beantwortet, was Sie scheints übersehen haben. Wollen Sie also dort nachlesen. Die Veröffentlichung Ihrer wiederholten Frage im Sprechsaal fällt also dahin. Bei Angabe Ihrer vollen Adresse hätte Ihnen das Manuskript brieflich wieder behändigt werden können, so wandert es in den Papierkorb.

Frl. E. U. in St. F. Sie sollen Ihren Wunsch gern erfüllt finden, doch nicht von heute auf morgen.

Frl. A. W. in Z. Der Beschluß des Schweiz. Kaufmännischen Vereins für Zulassung von Damen zur Verbands-Stellenvermittlung lautet: „Die Tätigkeit des Zentral-Stellenvermittlungsbureaus und seiner inländischen Filialen wird auch auf weibliches kaufmännisches Bureaupersonal (eingeschlossen Maschinenschreiberinnen und Stengraphinnen) ausgedehnt, unter den Bedingungen: a) daß die Bewerberinnen entweder eine praktische Lehrzeit durchgemacht oder eine der Lehrzeit möglichst entsprechende Handelsschule mit Erfolg absolviert haben, oder endlich sich über eine mindestens einjährige Praxis ausweisen können; b) daß keine Stelle unter einem Anfangssalär von Fr. 1000.— jährlich vermittelt wird. Der Beschluß, der nach mehr als sechsjährigen Verhandlungen zu Stande gekommen ist, ist für sämtliche Sektionen verbindlich.

Leserin C. in R. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. In jedem Fall tun Sie gut, Ihre Sache einem ganz gediegenen Anwalt zu unterbreiten, ehe Sie diese oder jene Schritte von sich aus unternehmen, denn an einem einzigen solchen unrichtigen Schritt ist schon oft die beste und sicherste Sache gescheitert oder elend hängen geblieben.

Neues vom Büchermarkt

Treue und Ehre. Geschichte der Schweizer in fremden Diensten. Von Hauptmann P. von Valliere. Deutsche Bearbeitung von Oberstleutnant Habicht, reich illustriert von Burkhard Mangold. Vorwort von Armeekorpskommandant Oberst U. Wille. 15 Lieferungen, Subskriptionspreis Fr. 1.25. Für Nichtsubskribenten Fr. 2.—. Verlag F. Zahn, Neuenburg. — Ein vaterländisches Geschichtswerk in diesen Zeiten tut uns wohl wie ein Sonnenstrahl aus trüben Wolken. Es ist uns oft, als ob die patriotischen Regungen im Geschäftslärm des Tages, in dem Hetzen und Hasten völlig untergegangen wären. Täuschen wir uns nicht. Mit dem Schwinden des religiösen Gefühles laufen auch die andern Seiten der idealen Weltanschauung Gefahr, und es ist uns eine heilige Pflicht, besonders die Jugend von diesem Abgrunde zurückzuhalten. Willkommen sei uns deshalb das neueste Werk des rühmlichst bekannten Zahn'schen Verlages, womit er seinen bisherigen Publikationen wieder eine ebenbürtige hinzufügt. „Treue und Ehre", wie viel liegt in diesen beiden Worten! Ein Glanz der alten Heldenzeit leuchtet vor unseren Augen auf. Wir sehen durch Jahrhunderte hin den Stolz und die Blüte der vaterländischen Manneskraft in Wehr und Waffen hinausziehen über die Grenzen unserer engen Heimat, die ihrem Betätigungstrieb keine Nahrung mehr zu verschaffen vermag, und zu arm ist, um das Dasein so vieler ihrer Söhne zu fristen. Der Soldatenstand war der Ehrenberuf des Schweizervolkes, das lag in seinem Blute, in seiner ruhmvollen Vergangenheit, und nicht etwa die Verlorenen, die zweifelhaften Elemente drängten sich dazu, sondern die Söhne aus den besten Familien, aus den Bauernhäusern wie in der Stadt. Die Schweiz stand mit den benachbarten Monarchien, mit denen sie Kapitulationen abgeschlossen hatte, in einem Bundesvertrag, der nicht nur in den gefährlichsten politischen Situationen, ihre Selbständigkeit sicherte, sondern ihr auch bedeutende Vorteile in Handel und Verkehr brachte. Die Schweizer galten in ganz Europa als die vorzüglichsten Soldaten; es war kein Feldherr, der in seiner entscheidenden Aktion ihrer hätte entbehren mögen, und oft waren es ihre Regimenter, die in Schlachten einen Ausgang herbeiführten, welche für die politische Gestaltung der Zukunft zur Richtschnur wurde. Der 10. August 1792, im wilden Verzweiflungskampfe des Tuilleriensturmes und zwanzig Jahre nachher der grause Übergang über der Beresina sind zu goldenen Ruhmesblättern der Schweizergeschichte geworden. — Es sind ihrer aber weit mehr als diese zwei. Nur kennen wir sie nicht. In der Schule ist uns nur wenig und Einseitiges darüber berichtet worden, dann und wann drang ein Einzelwerk in die Öffentlichkeit. Das Verdienst aber, den ganzen Fremdendienst der Eidgenossen in seinem Zusammenhang von der Schlacht bei Marignano bis zur Belagerung von Gaeta zum erstenmal und von den besten Quellen aus erschöpfend behandelt zu haben gebührt diesem prächtigen Buche des Hauptmanns P. de Vallière. Ein Soldat mußte es sein, der es schrieb, ein Fachmann der Kriegskunst, der sich während einer langen Reihe von Jahren mit dieser beneidenswert schönen und dankbaren Aufgabe befaßte. Die Schlachtenpläne, die Übungen, die Märsche, Bewaffnung und Ausrüstung in den verschiedenen Jahrhunderten, alles steht in plastischer Deutlichkeit und Klarheit vor uns, so daß auch der Laie mit einem Schlage orientiert ist. Denn Herr de Vallière führt eine feine Feder und ist ein hochbegabter Schriftsteller, der die seltene Kunst versteht, dem Volke ins Herz zu reden. Eine echte Begeisterung durchglüht seine Worte, sobald es sich um Szenen des Affektes handelt; aber auch der wahre sittliche Ernst spricht aus ihm, wenn er von den Schäden redet, welche dieser Fremdendienst fast naturnotwendig mit sich bringen mußte. Es gewährt einen außerordentlichen geistigen Genuß, dieser spannenden, sich oft zu poetischer Schönheit erhebenden Darstellung zu folgen, worin der große Stoff eine ebenbürtige Behandlung erfahren hat. Und noch haben wir kein Wort von der brillanten Illustration gesprochen! Mit Staunen und Bewunderung gehen unsere Augen von Bild zu Bild. Das sind keine der allzubekannten und wohlfeilen Schlachtengemälde, von denen eines aufs Haar dem andern gleicht. Einer der ersten Meister unter den Schweizer Künstlern, Burkhard Mangold in Basel hat hier den Stift geführt. Nicht umsonst unternahm er im Dienste des Prachtwerkes Reisen in die größten Museen des Auslandes, um überall das Authentische zu treffen. Und so steht eine farbenschimmernde Kriegswelt vor uns in allen Zügen genau und historisch. Diese Abbildungen in großer Zahl, doppelseitig in Aquarell ausgeführt, beleben, sie prägen sich unauslöschlich ein. Dazu wurden unter den Auspizien des Herren Dr. E. A. Geßler vom Schweizerischen Landesmuseum aus allen Städten und Schlössern, Herrenhäusern und Ahnengalerien in reichster Menge die Porträts gesammelt, und aufs feinste reproduziert, ebenso die Uniformen und Waffen, die Örtlichkeiten und zeitgenössischen graphischen Darstellungen. So steht ein schweizerisches Familienbuch vor uns, auf das wir in jeder Hinsicht stolz sein dürfen, und dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

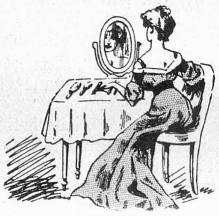
Aerzte und Publikum

stimmen darin überein, daß **Ferromanganin** an der Spitze aller **Kräftigungsmittel** steht. Es ist nicht nur sehr angenehm von Geschmack und leicht verdaulich, sondern befördert zugleich auch den **Appetit.**

Ferromanganin hebt das **Allgemeinbefinden** und macht den **Körper widerstandsfähig. Lebensfreude und Energie werden hergestellt, welkes schlaffes Aussehen verschwindet, die Gesichtsfarbe wird frisch und rosig.** 92

Preis **Fr. 3.50** die Flasche, in Apotheken erhältlich.

Wer will gute Suppe kochen,
Kräftig, schmackhaft, schnell u. fein,
Gebe Obacht auf den Kreuzstern,
Kaufe Maggi's Suppen ein.



Die Wirkung der **Crème Simon** auf die aufgesprungenen Hände und Lippen, Risse, Hautschuppen, Rauheiten 2c. grenzt ans Wunderbare. Diese kleinen Unannehmlichkeiten verschwinden in einigen Stunden wie durch Zaubermacht. Sonnenbrand, Röten, Insektenstiche werden sofort durch den Gebrauch **unserer Crème** gemildert. Dieselbe ist ebenfalls zur Anwendung auf der so empfindlichen Kinderhaut sehr geeignet. Die **Crème Simon** beseitigt in äußerst wirksamer Weise das durch das **Rasiermesser verursachte Brennen der Haut.**

Cailler's
Unvergleichlicher Nährwert.
MILCH-CHOCOLADE